

Mein Garten

Wer in einen neuen, für ihn fremden Ort kommt, in dem er leben will, muss versuchen, ihn sich vertraut zu machen, ihn zu seinem Ort, ihn zu seiner Heimat zu machen. Eine Methode ist, es in konzentrischen Kreisen zu tun: erst den Nahbereich rings ums Haus, dann die Straße und die nächste Umgebung, schließlich den Ort. So begann ich mit dem Naheliegendsten, dem Garten rings ums Haus.

Wenn in alten Zeiten Siedler sich neues Land aneigneten, um auf und von ihm zu leben, rodeten sie es und nahmen es unter den Pflug. Wenn Vögel ihren Bereich abstecken, kennzeichnen sie ihn mit akustischen Signalen. Sie besingen ihr Gelände. Wenn Füchse ihr Revier markieren, bepinkeln sie Bäume und Sträucher und setzen so Duftmarken in ihren Bereich.

Die Methode der Füchse ist nicht mein Ding. Die Methode der Vögel beherrsche ich zu wenig. Schon eher liegt mir die Methode der Siedler. Zwar hatte ich keinen Pflug, dafür aber Spaten und Hacke. Und der Nachbar schenkte mir gleich seine alte Schubkarre. Die Landnahme konnte beginnen. Ich machte mich an den Garten. Die Erde in Händen fühlen. Den Spaten ansetzen. Eine Grube ausheben. Hügel anschaufeln. Steine stapeln. So entstanden Beete, ein kleiner Teich, dann ein Hochbeet, ein Komposthaufen, geflochtene Zäune und Rankhilfen, also Duftmarken. Und weil ich nicht so schön singen kann, taten es die Amseln und Meisen, mit denen ich mir gerne das Revier teile.

Die Ränder des Teiches wuchsen schneller zu, als ich zu hoffen gewagt hatte. Und nach wenigen Wochen fühlten sich dort Frösche, Kröten und Libellen genauso wohl wie ich selbst. Alter Kompost landete auf dem Hochbeet. Und wie eine Wundertüte gab es in kurzer Zeit Pflanzen preis, deren Samen in der Erde geschlummert haben mussten. Und plötzlich sprossen Tomatenstauden und Kartoffeln, noch ehe sich Wicken und Kapuzinerkresse, Mohn und Ringelblumen breit gemacht hatten. Die Feuerbohnen, die die Leiter aus Weidenzweigen hinaufklettern sollten, nahmen sich ohnehin Zeit.

Wer sich in der globalen Welt zuhause fühlt, seine Heimat aber in Hüls gefunden hat, möchte die Duftmarken aus anderen Ländern und Kontinenten auch in seinem Nahbereich setzen, möchte ein Stückchen Afrika, Asien und Lateinamerika an den Niederrhein holen, möchte einen Hauch anderer Kulturen über Hüls Erde streifen lassen. So war das jedenfalls bei mir. Eine Steinschale mit geheimnisvollem Löwenkopf aus Mexiko fand am Fuß der Quitte Platz. Eine Tonmaske aus dem gleichen Land hängte ich in die Lingustahecke, den große Mond über die

Krüge mit den Guinea-Veilchen. Die geflochtenen Körbe aus Asien hielten dem Hülser Wetter nicht lange stand. Neben der Pfefferminze fühlte sich eine Tonkrippe aus Peru wohl, sogar im Sommer.

Geschützt an die Hauswand hing ich Kalebassen, die ich einst von einem Arbeitseinsatz aus dem Nordosten Kenias mitgebracht hatte. Die Somali dort hatten die langgezogenen Kürbisse ausgehöhlt und innen mit einer Paste aus Asche und Rinderurin ausgeschmiert, um sie wasserdicht zu bekommen. Allerdings sammelten sie in solchen Kalebassen kein Wasser sondern Rinderblut, eines ihrer wichtigen Nahrungsquelle. Mir dagegen sind die Tomaten und Zucchini, Kürbisse und Gurken, Quitten und Äpfel auf dem Mittagstisch lieber. Trotzdem kann es nicht schaden, auch in Hüls immer daran zu denken, dass unsere Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Lebensstile nicht die einzig richtigen sind. Toleranz ist wichtig, weltweit genauso wie in einem Hülser Garten.

Der alte Quittenbaum und der Apfelbaum hatten schon immer im Garten gestanden und geben ihm einen zugleich ehrwürdigen wie verträumten Charakter, der Lust darauf macht, in ihm Duftmarken zu setzen. Der mächtige Birnbaum im Garten der Nachbarin gehört genauso dazu. In ihm fühlen sich die Fledermäuse zu Hause, die uns an lauen Sommerabenden um die Köpfe segeln. Und im Herbst ist er genauso großzügig mit Geschenken wie der Apfel- und der Quittenbaum. Zwar ist die Nachbarin kein Herr, und einer von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland erst recht nicht. Aber großzügig den Birnenreichtum weiterverteilen, das kann sie auch.

Wäre ich wie die Siedler auf die Ernte angewiesen gewesen, ich wäre jämmerlich verhungert und hätte den Ort wieder aufgeben müssen. Über den Salat machten sich die Schnecken her. Wer den Dill auf dem Gewissen hat, weiß ich nicht. Und die Radieschen schossen ins Kraut. Aber dafür gediehen die Pflanzen, die zwar dem Magen nichts, aber den Augen dafür umso mehr zu bieten haben. Da kann man es wachsen sehen, wenn man am Abend gemeinsam von Beet zu Beet, von Heckennische zu Heckennische geht und die Duftmarken begutachtet. Und ich bin dankbar, dass viele kleine Ecken mich angenommen zu haben scheinen.

Es kam der Herbst. Die Quitten am Baum wurden gold-gelb. Der Apfelbaum warf fleißig seine Früchte ab. Und auch die Quitte ließ sich nicht lumpen. Ihre goldgelben Früchte verströmten einen frischen, herben Duft. Und kurz darauf zogen Schwaden aus dem großen Topf mit dem Quittengelee-Sud aus der Küche durchs Haus.

Das war natürlich ein Grund zur Freude. Aber es lag auch etwas Wehmut darin, denn wir wussten, dass die Tage der Quitte gezählt waren. Überall an ihrem Stamm hatten sich dicke Moospolster angesetzt und die Fäulnis grub sich zunehmend

tiefer ins Holz. Sie neigte sich immer mehr und drohte, auf die Holzterrasse zu stürzen. Ohnehin war es erstaunlich, dass sie ein so hohes Alter erreicht hatte. Jetzt mussten wir sie fällen, bevor sie unser Terrassengerüst erdrückte. Zu retten war sie nicht. Da blieb mir nichts anderes übrig, als ihr noch ein paar Zeilen zu widmen:

Du stehst hier, als ob du schon immer hier gestanden hättest. Jetzt bist du alt geworden, gemeinsam mit uns. Jetzt kriecht dir das Alter in Äste und Zweige, lässt dich krumm und schief wachsen und müde werden. Jetzt zeigst du uns, was uns noch bevorsteht. Ein Grund um traurig zu sein? Nein! Es gibt tausend Gründe für dich, um stolz und dankbar zu sein. Weil du Schutz und Schatten spenden konntest. Weil du Meisen und uns den Tisch decken konntest. Weil du Kindern zum Klettern und uns zum Gelee-Kochen verführten konntest. Weil du Augen, Nase und Herz erfreuen konntest, weiß leuchtend im Frühjahr und golden im Herbst. Die Erinnerungen werden bleiben und etwas Neues wird wachsen. Und ich wünsche mir, dass das bei mir einst ähnlich sein wird.

Die Kinder halfen uns, den Baum zu fällen. Sein Stumpf blieb stehen. Es wäre zu mühevoll gewesen, seine Wurzeln aus dem Erdreich zu holen. Doch schon im nächsten Frühjahr deutete es sich an, dass an den verschiedensten Stellen neue Sprösslinge aus dem Stamm trieben. Und im darauffolgenden Jahr reckten sie sich immer entschlossener in den Himmel. Eine erste Blüte und die aus ihr erwachsende Quittenfrucht machte uns dann unmissverständlich deutlich: das Leben geht weiter.